

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 286.

Mittwoch, 8. Dezember.

1915.

(84. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Ebba Rütt.

[Nachdruck verboten.]

Der Kommerzienrat sah seine Frau am anderen Tage bei Lisch wieder. Sie hatten sich einfach „Guten Tag“ gesagt, ohne sich die Hände zu reichen, und sie wechselten stumm die Schütteln aus, nur auf Rudis munteres Geplapper freundlich-einsilbig antwortend.

Aber als Luch sich zurückgezogen hatte, trat Lauter, ohne auch nur anzuklopfen, zu ihr in das Zimmer.

Er hielt sich sehr aufrecht, wie ehedem. Die Augen blieben entschlossen, und seine Stimme klang herb, als sei er ganz mit sich einig, nicht auf Gegenreden zu achten.

„Ich will nicht viel fragen. Mir liegt nur daran, mich mit dir auseinanderzusehen . . . es muß klar zwischen uns werden!“

Luch überließ ein Bittern: „Bitte, Ludwig, nur keine Szene! Ich bin hier — du hast damit die Antwort auf deinen Brief, es geht also doch alles seinen alten Gang.“

„Meinst du? Ich meine aber, daß ich diesen „alten Gang“ gründlich satt habe und daß, wenn du geflossen bist, ihn weiterzugehen, ich dir nur raten kann: packe deine Koffer und lebe, wo du willst, außer in meinem Hause! Ich stelle dir gar kein Hindernis in den Weg. Ich willige bereitwilligst in eine Trennung, die, deinen Wünschen nachkommend, fällig zur endgültigen Scheidung führen kann. Du stehst ja auf sicheren Füßen. Die Hunderttausend, die ich dir zur Hochzeit ver schrieben, gehen mit dir. Da wird es dem Herrn Dr. Nachod nicht schwer fallen, sich mit deinem oder besser mit meinem Gelde eine neue Existenz zu gründen. Ich bin es so gewohnt, Habenichtse aus dem Dreck zu heben, daß es mir auf einen Ehrenmann mehr oder weniger nicht ankommt. Dann freilich wird ein Strich hinter die Familie Grümm und Genossen gemacht, ganz fürs Narrenhaus bin ich noch nicht reif!“

Luch hatte sich in tiefster Erregung von dem Ruhebett erhoben, in ihre bleichen Wangen schoß glühendes Rot.

„Entlade deinen Born auf die Grümm's, du hast vielleicht Veranlassung dazu . . .“

„Vielleicht ja!“

„Doch Dr. Nachod lasse aus dem Spiel; er ist vielleicht der erste im Leben, dem du etwas verdankst!“

Lauter lachte bitter auf.

„Sowohl! Ihm verdankst du, daß ich hier bin, in seinem Hause wieder! Es soll alles heraus, ich will kein Lügen und kein Verstecken mehr! Ich will nichts hemmeln, mich keiner Unehrlichkeit mehr beugen. Ich, Luch Grümm, die vielbeneidete und vielgehafte Kommerzientrin Lauter, bin dem Dr. Nachod ins Haus gelaufen, um alles im Stich zu lassen und mit ihm ein neues Leben anzufangen! Aber Julius Nachod hat mich zu dir zurückgeschickt, weil ein fortgelaufenes, pflichtvergessenes Weib sein Leben nicht zu schmäden vermag, weil ihm vor solch einer Befürchtung des Vorwurfs und der Steue graute! Er hat auf jede Rolle in diesem Drama verzichtet, auf jede mit Ausnahme der des absoluten

Ehrenmannes, der zur Pflicht rief, um sein und mein Gewissen rein zu halten! Jetzt wirf mich hinaus, wenn du willst, ich werde gehen, als Habenichts aus seinem Hause gehen, wie ich kann! Mach's kurz! Willst du, daß ich jetzt gehe, oder willst du, daß ich bleibe?“

Nach drückendem Schweigen stöhnte Lauter: „Du liebst Nachod trotz allem?“

„Danach frage mich über Jahr und Tag, wenn ich verwundet haben werde, heute nicht.“

Lauter sah seine Frau an. Erst jetzt merkte er, wie verändert sie aussah, wie der Jugendschimmer so plötzlich aus ihren Augen weggeschwunden schien. Unter den Augen lagen dunkle Schatten, und etwas Faches hatte sich über Wangen und Mund gelegt.

Sie stand mit gesenktem Blick vor ihm . . . dem schönen, farbenprächtigen Schmetterling hatte man die schillernden Flügel gebrochen.

Jetzt erst war das Leben über sein Weib hingegangen.

Ein heikes Erbarmen stieg in ihm auf, er hätte die Arme öffnen mögen, sie an sein Herz zu ziehen, daß sie dort Heilung und Frieden finden möchte. Aber sie waren sich so fremd geworden, er wagte es nicht. Er wandte sich ab, weil er diese Wandlung an ihr nicht erfragen konnte. Nach einer Weile fragte Luch mit immer leiser werdender Stimme: „Was willst du, Ludwig, das nun geschieht, ich bitte dich, mache ein Ende.“

Lauter bewegte sich nicht, aber er fragte ebenso leise: „Ja, willst du denn hier bleiben? Willst du dich so weit überwinden?“

„Ich möchte bei Rudi bleiben, wenn ich darf — du sollst dich nicht mehr zu beklagen haben. Nur bitte ich dich um ein wenig Geduld, Ludwig, damit wir . . .“

„Dann bleibe — ich sage dich nicht fort! Nur das noch: Höre auf, mich als den schwerreichen Mann zu betrachten; ich habe im Laufe der Jahre und nur erst vor kurzem starke Verluste erlitten — um meiner Kinder willen bin ich gezwungen, für uns alle engere Grenzen zu ziehen, und daß du mir vorwurfslos das Biehen dieser Grenze allein zugestehst. Willst du auch dann bleiben?“

„Ich werde auch lernen, mich einzuschränken. Ich danke dir, Ludwig.“

Lauters Fassung war am Ende. Er wandte sich hastig, um dieses neue, demütig ergebene Geschöpf in seine Arme zu nehmen, ihr in alter Liebe alles freudig zu vergeben.

Luch war schon an der Tür; sie wußte nicht recht, wohin sie wollte, vielleicht zu Rudi hinüber, nur um diesem Beisammensein, dieser Szene mit ihrem Manne zu entfliehen. Der Kommerzienrat rief sie zurück. „Luch . . .“

„Sie blieb stehen, ohne den Blick zu heben.

„Luch wollen wir uns nicht darauf die Hand geben?“

Sie kam langsam heran. Ihre Hand tastete in der Lust umher, und ehe Lauter sie noch ergreifen konnte, sank sie ohnmächtig vor seinen Füßen zusammen.

Weihnachten war eben vorüber. Man hatte das Fest ausschließlich bei Schrems gefeiert. Die Kommerzienrätin hatte sich von ihrer wochenlangen schweren Krankheit nur erst gerade so weit erholt, daß sie ab und an auf ein paar Stunden Menschen vertragen konnte. Niemand mutete ihr zu, ihr Haus Familienfeiern und Festen zu öffnen, am wenigsten Vauter selbst, der sie anblickte, als sei mit ihrer Genesung endlich nach langer Nacht der helle Tag wieder angebrochen.

Und doch war eine ganz andere vom Krankenbett aufgestanden, eine zarte Frau mit ganz weißem Haar, mit traurigen Augen und einem wehen Lächeln um den Mund, die wenig und müde sprach, als kämpfe sie mit einem fremden Idiom. Die sich gegen nichts mehr auflehnte, über nichts mehr spöttelte und nur noch ihrer engsten Familie etwas zu sein und zu werden wünschte.

Dr. Wulffsen hatte sie behandelt; er meinte, es würde so bleiben mit ihr, sie würde nie wieder jung werden ... zu ihrem Glücke vielleicht!

Der Kommerzienrat hatte, als er die ersten weißen Haare seiner Frau sah, aufgehört zu färben. Aus Courtoisie bekannte er sich zu seinen grauen Haaren.

Wenn man jetzt von den beiden sprach und „Vauters“ sagte, so hatte das einen so eigenen Klang durch ganz Fünf-Hügelchen. Selbst Herbert sagte nur noch „Auch“ und mit halbem Ton, als wische er über trübe Erinnerungen weg, die sich immer wieder aufdrängten!

Herberts Stimme hatte überhaupt einen Nebenklang bekommen, wie von kaum überstandener Heiserkeit.

Dina meinte, er nähme sich nicht in acht, wenn er stundenlang auf dem Orgel-Anger bei den Bauten zubrachte. Denn es wurde munter weitergebaut.

Jung-Schrems rüsteten diesmal früher zu ihrem Haupfest, das man nun gewohnt war, von ihnen einfach zu verlangen. Da es draußen noch warm war, sollte es wenigstens drinnen mal wieder Winter sein.

„Macht's doch nur nicht wieder so furchtbar großartig, Kinder! Für wen werst ihr das Geld zum Fenster hinaus! Ich denke, ihr braucht's selber sehr nötig!“ warnte Mutterchen, als Dina ein paar Tage vorher vorsprach, um zu hören, ob die Schwiegereltern auch ganz gewiß kämen.

Der alte Doktor hatte sehr energisch abgewinkt. Er sei so nervös, daß er „Volkssaufläufe“ fliehen müsse. Mutterchen wolle er nicht abhalten, wenn sie durchaus nicht ohne die Fünf-Hügeler Sensation auskommen könne. Mutterchen hatte noch mit sich gekämpft, neigte aber mit jedem Tage mehr zum „Volkssauflauf“ und hatte Dina eben das Wort gegeben, daß sie käme, wenn er auch fortbliebe.

„Du weißt doch, Mutterchen, Herbert läßt sich keine Vorschriften machen. Ich habe so viel geredet, es hilft nichts. Jedes Fest wird kostspieliger — er ist das seinem „Kredit“ schuldig! Und dann, die zweimal, die wir noch Feiern veranstalten in Fünf-Hügelchen, soll alles auf dem Kopf stehen.“

„Die zweimal ... ?“

„Ja — in zwei Jahren sind wir in Berlin oder Frankfurt! — Dann haben wir die Millionen in der Tasche — die Millionen vom Orgel-Anger!“

Dina lachte, aber sie vermied es, der alten Doktorin in die Augen zu sehen, die darauf zu warten schien. Endlich sagte sie zögernd:

„Weißt du denn Bescheid über den Orgel-Anger, Dina? Ist denn da wirklich Aussicht?“

„Ich weiß nichts, Mutterchen, nichts! Ich weiß nicht, wovon Herbert baut, ich weiß nicht, für wen er baut — nichts! Ich fühle nur: Entweder er hat recht mit dem Orgel-Anger oder er richtet sich daran zu grund!“

„Ja, wovon baut er? Das fragt mich Vater alle Tage, wovon?“

„Fragt nicht danach, wie ich nicht danach frage! Er wird es durchsagen, bis zum letzten Stein, aber was dann wird ... ?“

„Er kann das ja nicht durchsagen, es schlägt ihm über den Kopf zusammen ...“

„Hat er dir gesagt, daß er vielleicht bald nicht mehr weiter kann ... ?“

Die alte Doktorin horchte auf.

„Nicht weiter kann? Wie meinst du das, Dina?“

„Nun, wenn die Sorgen Grund haben, dann muß doch an eine Katastrophe zu denken sein — — hat er dir irgend etwas ... ?“

„Herbert hat mir nichts gesagt, aber ich kenne meinen Jungen doch! Wenn er mal bei mir vorspricht, wenn er mich allein weiß — es passiert auch nicht mehr so oft wie früher — Gott, er ist so zärtlich und so redselig und lustig. Ich aber sitze da und höre und sehe die Bleigewichte, die an ihm hängen, und denke nur immer, wie ich sie von ihm losmache, und vergeße ganz darüber, ihm zu antworten, wenn er gerade mal Antwort verlangt. Und dann sieht er mich zwischenein so aus einem Augenwinkel an, als frage er sich: „Merkt die Alte vielleicht doch etwas?“

Dina nahm die Hand der Doktorin und streichelte sie. „So ist es ja wohl nicht, Mutterchen, so schwer können die Bleigewichte nicht sein! Da gibt man nicht Festen, die man keinem schuldig ist, auch Herbert nicht! Aber, daß er Sorgen hat, weil er sich selbst so sehr belastet hat, ja, das kann ich nicht abstreiten, das sagt mir meine Unze Verstand. Das müssen wir eben unerörtert mit ihm durchmachen.“

„Du willst auch nicht geradeaus sehen, Dina — das merke ich schon lange — du zwingst dich auch nur so zu allem ...“

„Aber Mutterchen ...“

„Ja, ja — es ist alles so anders geworden, so ganz anders — ich — Dina — ich hätte heute gar nicht mehr den Mut, von eurem Glück zu reden — ihr leidet beide, aber nicht zusammen — jeder leidet für sich; und weiß nicht, wo es den anderen eigentlich drückt — — und das ist das Ende einer Ehe, wenn auch ...“

„Mutterchen, ich bitte dich, quäle dich doch nicht mit solchen Sachen. — Wenn das wäre, was du meinst, dann hätten wir zwei es doch auch nur allein zu tragen — Herbert und ich — und wir würden auch bereit sein, es zu tragen, ohne andere damit zu quälen und zu kränken.“

„Als ob für mich ein Unterschied sein könnte, wie ihr es tragt! Sieh mal, daß es etwas gegeben hat oder geben könnte, worin ich Herbert nicht mehr versteinde, wo ich ihm, meinem Jungen, nicht mehr folgen könnte und dürfte — sieh mal, das Geissenst lauert beständig um mich herum! Und was ich ihm nicht mehr vergeben könnte, ich, sein Mutterchen — wenn's so etwas gäbe — ja, wie müßtest du erst vor ihm stehen, oder er vor dir — —“

„Meinst du, ich habe Herbert nicht mehr lieb? Was geht dir nur im Kopfe herum? Du warst doch sonst nicht so?“

Die Doktorin inhalierte Dina. „Du hast ihn lieb, genau so lieb wie ehedem, Dina? Sieh mal, man wird so alt! Wenn man das alles sieht und hört — so auch das mit Vauters — so allerhand, wo keiner so recht mit der Sprache heraus will — da geht's einem denn im Kopfe herum und im Herzen, und man verdummt ganz! Aber wenn du mir sagst, daß du Herbert noch ebenso lieb hast wie früher, dann ist ja alles wieder gut. Man muß auch nicht alles so glauben, was man hört. Mein Mann hört auf alles, wenn's was Ungünstiges von Herbert ist. Es ist wirklich wahr! Und dann kann ich mich damit abplagen! Als ob es nicht ganz natürlich ist, daß die Neubenreiter, wenn ihr Vater stockblind wird, zu ihm geht — und wenn sie auch nur eben hergezogen waren ...“

(Fortsetzung folgt.)



Was du bestehst, kann ein Raub des Schicksals sein,
Was du besahest, bleibt für alle Zeiten dein. Formt.

Aus der Kriegszeit.

Unsere 3. Artillerie. (Benz. Mz.)

Man las von Siegen und von Schlachten,
Von Sieben- und von Russenjagden,
Wie mutig uns're Infant'rie,
Wie tapfer uns're Artill'rie.

Da hieß es mich nicht mehr zu Hause,
Ich wollte mit zum Kampf hinaus.
Ich fragte nicht nach wo und wie,
Ich rüdtete ein zur Artill'rie.

Das Metzen hatt' ich bald weg,
Auch warf mich's manchmal in den Dred.
Ja, so was, das vergibt man nie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Daheim lag ich im Federkissen,
Vom Auftsch' wollt' ich nie was wissen,
Doch jetzt, da mußt' ich raus um vier,
Bei uns're 3. Artill'rie.

Doch nahm man alles das nicht krumm,
Auch die Refrutenzeit ging um,
Die schöne Zeit vergeß' ich nie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und meine Freude war nicht gering,
Als endlich es nach Frankreich ging.
Wir fuhren ab des Morgens früh
Ins Feld zur 3. Artill'rie.

Wir stiegen aus, gleich kam ein Schuß,
Das war Franzmanns Willkommensgruß.
Denn gar zu gerne schießen sie
Auf uns're 3. Artill'rie.

Mit mehr Erfolg als Joffres Plan,
Da greifen Vaus und Glööö uns an,
Denn Sieger bleiben immer sie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Das Nähen und Näden, das konnte ich nicht,
Hebt' flick ich und stopf' ich die Strümpf' ohne Sicht.
Und was man hier lernt, verlernt man wohl nie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Auch bat'rische Klööö kommen oft auf den Tisch.
Dazu 'ne Maß Kälbacher, schäumig und frisch.
Das ist so'n Essen, das findet man nie,
Als bei uns're 3. Artill'rie.

Und ist auch der Kochtopf des öfteren leer,
Das macht einem Bahern das Herz noch nicht schwär.
Denn Hungern lernt man auch manchmal dahie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und wenn wir wirklich nichts mehr haben,
Da kommen aus der Heimat die Liebesgaben,
Denn auch zu Hause, da denken sie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und soll uns das Glück vielleicht noch erblühn,
Doch wir zur Heimat einst wieder ziehn,
Das wäre ein Festtag, so fäh' man ihn nie
Bei uns're 3. Artill'rie.

Und hat es das Schicksal anders gemeint,
Doch einstens uns trüß' ne Kugel vom Feind,
Dann grüßet die Heimat, dann grüßet auch sie,
Leb' wohl dann, 3. Artill'rie.

Dann gäb's hölzerne Krouzlein stummumweht,
Worauf vielleicht geschrieben steht:
"Ihr junges Leben gaben sie
Für uns're 3. Artill'rie."

Mensch eine Persönlichkeit von originellster Eigenart. Er lebte ziemlich abgeschlossen, und seine ehrliche, grade, in ihrem Urteil oft rücksichtslose Natur war nicht geeignet, ihn dem lauten Gesellschaftsleben näher zu bringen. Doch wenn es wirklich einmal Freundschaft geschlossen hatte, so dauerte diese fürs Leben. Eine solche enge Freundschaft verband Mengel mit dem vor Monatsfrist verstorbenen Maler Paul Meyerheim. Aus einem Freunde des Vaters Meyerheim wurde er zum Freund des heranwachsenden Sohnes Paul, dessen künstlerische Entwicklung er mit der größten Sorgfalt überwachte und förderte. Als Meyerheim für das Museum in Danzig ein Chodowiedi-Portrait malte, wurde der um Vieles ältere Mengel sogar eines Nachts zum Modell seines Bewunderers und Schülers. Nach einer Gesellschaft bei Meyerheim, die erst in vangerütteter Nachtstunde ihr Ende erreichte, sprach Mengel, der Zeit und Form vergaß, wenn es sich um Kunstdinge handelte, den Wunsch aus, das Portrait zu besichtigen. Er zählte die Beichnung der Hände, setzte sich in seiner impulsiven Weise vor Meyerheim hin und verlangte, daß dieser sofort eine Studie nach Mengels Händen mache. So sahen beide im Freien in dem ungeheizten Atelier, der eine malend, der andere als geduldiges Modell. Mengel schloß öfter vor Müdigkeit ein und erkundigte sich beim Erwachen gewissenhaft, ob er noch richtig sitze. So wurde der Fehler an dem Bilde noch in derselben Nacht beseitigt. — Ein komisches Erlebnis hatte Mengel in Paris, wo er 1867 auf eigene Faust neben der Weltausstellung eine Ausstellung seiner Werke errichtet hatte. Er besuchte den berühmten Courbet und traf diesen an, als er gerade dabei war, auszugehen, und gab ihm 1 Franken Eintrittsgeld, den der Franzose wortlos und mit erster Miene einsteckte, ohne den Wert von Mengels, der unter anderen Umständen hätte peinlich wirken können, aufzuführen. — Mengel nahm Meyerheim stets zu den Hoffestlichkeiten mit, um sich seiner als Wandschirm zu bedienen. Mengel, der bekanntlich von sehr kleiner Gestalt war und daher bei dem Gedränge der Hofversammlungen nicht alle Persönlichkeiten hätte studieren können, die ihn als Künstler interessierten, stieg nämlich in irgend einer Ecke zum Schemen und Beichten auf einen Stuhl, und Meyerheim mußte sich davor stellen, um mit seiner Gestalt das dem Hofzarettoriell wenig entsprechende Gebaren der kleinen Exzellenz zu verdecken. — Als Mengel einmal kurz vor seiner Abreise nach Rüssingen, das er alljährlich zum Kurgebrauch aufzusuchen pflegte, eine Dame empfangen mußte, war er sehr in Verlegenheit, da seine Wohnung sich infolge der bevorstehenden Abfahrt in großer Unordnung befand. Daher führte er die Besucherin in sein wohlarrangiertes Schlafzimmer. Als im Laufe der Unterhaltung der Blick der Besucherin wiederholt auf die beiden Photographien von Michelangelo's „Moses“ und „Pieta“ fiel, äußerte Mengel: „Ja, man muß am Morgen immer gleich etwas Gutes sehen. Dasselbe hat mir übrigens auch der Kaiser gesagt und führte mich in sein Arbeitszimmer im Neuen Palais. Und was sah ich? Mein „Hochthron“ — das meinte der Kaiser mit dem Guten.“ — Da er selbst alles Künstlerliche verachtete, machte Mengel sich oft über die „Mode“ lustig, die seinen Arbeiten Verehrer schaffe, welche in Wirklichkeit den Rücken nach ihm fragten. Besonders wähnte er einen geriebenen Kunsthändler, der ihn stets unter der Maske des Kunstmündes aufsuchte, zum Ziel seines Spottes. Der Händler berief sich immer auf seine tiefsinnenden Gefühle, um die Gemälde auf diese Weise nach Möglichkeit zu einem billigeren Preise erstehen zu können. Oft sagte er: „Mein Herzblut gebe ich hin für diese Perle der Kunst.“ Und dabei gelang es ihm stets, die Arbeiten mit einem Gewinn von hundert Prozent weiterzuberaufen. Darum meinte Mengel — auf eine auch heute bei den Fleischern an den Schlachttagen übliche Sitte anspielend —: „Der könnte oft die weiße Schürze heraushängen lassen, wenn er meine Arbeiten verkauft; der Mann gibt ja immer sein Herzblut her.“ — Außerordentlich war Mengels künstlerisches Gewissen, das ihn stets weiter lernen ließ und ihn für seine früheren Arbeiten kritisch machte. Als ihm eine Dame einmal auf die erste Auflage der von ihm illustrierten „Geschichte Friederichs des Großen“ von Augler verwies — einige Jahre nach dem Erscheinen —, wußte der Meister die Blätter lange und nachdrücklich und schrieb denn energisch auf das erste Blatt: „Das liegenbes war kein frohes Wiedersehen.“ Und zu der Dame sagte er: „Hätte dieses besser machen müssen.“

Neues vom Büchermarkt.

Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

* "Der Warde." Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Egger. (Verlag C. O. Deutsche Verlagsbuchhandlung, Österl. Verl.) Das Buch bedeutet Erlösung aus würtzlicher Not, einer Not, die besonders jeder Pädagoge empfand, der gezwungen war, Vortragsstil zu festlicher Gelegenheit auszuwählen. Es gibt ja wohl Sammlungen dieser Art, die ein Bild der ganzen deutschen Geschichte im Spiegel der Dichtung entwerfen; eine sehr umfangreiche ist bei Reclam erschienen und naturgemäß viel bemüht worden, aber Welch trauriger Schund ist hier aufgenommen, wieviel Gutes und Bedeutendes blieb unbeachtet. Und dazu hat man häufig genug Herrn Ballhorn warten lassen und die Dichtungen ad usum Delphini gefürzt oder entstellt. Alle die gutgemeinten patriotischen Reimereien, die so ehrfürchtig voll bewahrt wurden, aber auch alle formell besser geratenen Stücke, in denen doch die rhetorit. das Häutzen großer Worte vorherrsche, hat der Herausgeber entschlossen bei Seite geworfen; zu dem, was als eiserner Besitztum übrig blieb, aber fügte er Stücke hinzu, die bis jetzt der Schule wie dem populären Gesichtskreis fern lagen. Dichtungen neuerer Meister, die mit jener an kraftvollem Erfassen der Wirklichkeit geschulten marfigen Lebendigkeit einen großen Augenblick der Vergangenheit plastisch wiedergaben, die aus innerem Schauen und visionärem Nachherleben geboren sind; die Namen Büries v. Minchhausen, Detlef v. Biliencron, Ernst Lissauer, Nicarda Huch u. a. seien in solchem Sinne erwähnt. Einem vermissen wir noch, Werner v. d. Schulenburg, dessen Balladen ja soeben erst erschienen sind. Nicht weil sie neu sind, wurden diese Dichtungen aufgenommen, sondern weil wirklich keine älteren sie erreichen könnten. Die Auswahl reicht bis zur Gegenwart, deren Urk. der Herausgeber eine besondere Sammlung widmete. Es gehörte viel Takt und feinsinniges Verständnis dazu, dieses Werk zusammenzustellen, das zugleich nationaler und künstlerischer Bildung im höchsten Sinne dienen wird.

* "Vom Lieben, Leben und Lachen." Gedichte von Clara Schelp. (Verlag Dr. Artur vom Dorp, Dresden.) Den hübsch ausgestatteten Band Gedichte, der jetzt hier wohnenden Schriftstellerin können wir nur empfehlen. Clara Schelp ist unsern Lesern keine Freude mehr. Wehrfach schon brachten wir Stücken und Erzählungen aus ihrer Feder. In diesen Gedichten zeigt sie sich als echte Dichterin. Die Gedanken sind tief, die Form rein und langfrisch. In den Liebesliedern verrät sich starles Empfinden, überschauende Leidenschaft, in den Lebendliedern zeigt sich tiefer Ernst und echt weibliches Gefühl, während die frohen Liebelachen und lichern und übermütig sprudeln. In einer der nächsten Nummern unserer "Unterhaltenden Blätter" geben wir unseren Lesern als Probe ein Gedicht aus dem besprochenen Band wieder. Das Buch erlebt übrigens schon seine dritte Auflage. B. v. N.

* "Die kleine Welt", Tiroler Dorfgeschichten von Rudolf Greins. (Verlag L. Staedmann, Leipzig.) Ein einfachen, ungestalteten Menschen führt uns Greins in seinem neuen Buche. Vergleichlich würden wir darin nach Spannung oder groben Ideen suchen. In diesen kleinen Erzählungen finden wir weder geistvolle Plauderei noch irgend welche nervenzerrüttende Geschichten. Hier werden uns nur unspröngliche, kräftige Menschen gezeigt, echt und wahr in ihren starken Gefühlen gesund und trocken und schlau, so richtige, derbe Bauern. Und ihnen angepasst ist die Sprache und die Handlung. Alles ist knapp, fernig und leidenschaftlich. Gerade so müssen die Bauern denken und handeln. Bei den Freunden der "Heimatskunst" wird das Buch sicher einen starken Beifall finden, aber auch Leute, die andere Einschätzungen von der Literatur besitzen, werden an diesem Werke Gefallen haben. M. Ch.

Jugendbücher.

* Im Holzbein-Verlag (München) erschien "Der Kriegs-Struwwelpeter" mit lustigen Bildern und Versen von Karl Oswald Holzbein. In dem unterhaltsamen, witzigen Bilderbuch werden die Erwachsenen fast noch mehr Freude haben als die Kinder. Die Großen verstehen den tieferen Sinn, während die Kinder nur mit Vergnügen die Verschen nachplaudern werden. Das Buch ist eine geniale Nachahmung in Bezeichnung und Versen des bekannten und beliebten Struwwelpeters, nur dass die Figuren alle politisch sind und ihre bösen Taten sich auf den Weltkrieg beziehen. So ist der Gummipeter hier der Bombenpeter, der böse Friedrich ist der alte Kaisl, das ungezogene Paulinchen, das mit dem Feuer fackelt, heißt im Kriegs-Struwwelpeter Mariannchen und trugt ein rotes Mütchen. Und so geht es weiter von Bild zu Bild. Gewähnt sei noch die Geschichte vom Bappel-Beppel

Jeder meist, wer da gemeint ist. Die Karikaturen lassen keinen Biegel aufkommen. Man sieht, hier haben wir es mit einem originellen Werkchen zu tun, das sogar für später von Wert sein wird.

* "Vergnügte Leute." 25 Kindergeschichten von Maria Baer. Mit Bildern von Ernst Lissauer. Schöne, herzige Kindergeschichten voll Tugend und Tiefe, Jugend- und Heimatlust. Eine seltene Gemütsstille und wohlende Herzewärme durchströmen das Buch. Die Geschichten haben alle etwas ungemein Anheimelndes, ihr Ton geht den Kindern zu Herzen. Die bekannte Jugendschriftstellerin hat mit diesem letzten Buch erneut Proben ihres sicheren und reifen Könnens abgelegt. (Verlag C. Ritter, Nürnberg.)

* "Königin Goldhaar" und andere Weihnachtsmärchen von Marie Hermes von Baer. (Verlag Aurora, Friedewald-Dresden.) Ein neues Märchenbuch von Marie Hermes von Baer wird von allen denen, die schon die früher erschienenen Bücher der beliebten Schriftstellerin kennen, mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Ein echtes, rechtes Kinderbuch, das, deutsch empfunden und zu deutschen Gemütern sprechend, auch allen Eltern und Märchenliebhabern Freude bereiten dürfte.

* "Du junge Wacht am Rhein!" Ein Kriegsbuch für die Jugend von Thea von Harbou. Reich illustriert. (Stuttgart, Verlag von Lebby u. Müller.) Der ungewöhnliche Erfolg der Novellenammlung "Der Krieg und die Frauen" von Thea von Harbou veranlasste die Verfasserin, als Gegenstück ein Kinderbuch zu schreiben, das Knaben und Mädchen nicht nur über die Bedeutung des Krieges für die Gegenwart und Zukunft, sondern auch über die Pflichten aufklären soll, die sie dem Vaterlande gegenüber zu erfüllen haben. Die kleinen Helden dieser brüderlichen Kabinettstücke, in denen es durcheinander lacht und weint, jubelt und flagt, in denen die zartesten Stimmungen mit den brolligsten Verzweiflungen harmonisch zusammenfließen, werden sich die Herzen der Leser im Sturm erobern und dem Buche einen glänzenden Erfolg sichern.

Zeitschriftenenschau.

* "Die weißen Blätter" (Leipzig, Verlag der Weißen Blätter) weisen u. a. in ihrem Novemberheft folgenden Inhalt auf: Franz Werfel: "Traum von einer neuen Hölle. Heinrich Mann: "Bola". Hans Rathmann: "Der Tod des Vaters - Fahrt". Robert Bellermaher: "Liebe". Werner vier Holzschnitte von Christian Schad.

* "Internationale Kunst und Schau." (Drell führt, Bürich.) Das erste Oktoberheft macht einen wahrhaft internationalen Eindruck. L. Barbat (Sofia) berichtet über bulgarische Bestrebungen der Revolutionäre der Schachterzäte zur Gründung eines demokratisch-republikanischen Balkanbundes. Duade-Vancel über die französische Arbeiterbewegung im Kriege. Wahrinsh (Stockfund) über die Neutralität Schwedens. Der kleine Chauft zeichnet das "Annis der Kultur" im Kriege. Hugo M. Hartmann (Wien) bestimmt das gegenseitige Verhältnis von National- und Weltkultur, Klassenkampf und Völkerkampf. Dr. Buch (Oestrich-Amerika) analysiert den Patriotismus als Vaterlandsliebe und seine Entwicklung, die "Patriotitis" des verleumderischen Fremdenhasses. Militarismus als Seelenzustand preußischer Soldaten im Krieg wird von R. Mink an der Hand eines Kriegstagebuchs studiert. Dokumente der Menschlichkeit, Zeitungsstimmen, Besprechungen, allerhand Anregungen ergänzen glücklich den Inhalt des sehr interessanten Heftes.

* Adolf von Menzels Name wird in diesen Wochen viel genannt werden, feiern wir doch bekanntlich am 8. Dezember die Wiederkehr des 100. Geburtstages dieses großen deutschen Künstlers. Diese Feier gab der Kunstausschuss "Die Kunft" (Verlag F. Bruckmann, A. G., München) Veranlassung in ihrem Dezemberheft einen Katalogaufsatz zu veröffentlichen der, was die bildliche Ausstattung betrifft, wohl innerhalb des Rahmens eines Zeitschriftenaufsatzes kaum überboten werden kann; schmücken doch neben 25 Abbildungen noch drei vorzüglich gelungene Farbtafeln nach den Gemälden Menzels den Katalog. Der Text aus der Feder des stellvertretenden Direktors der Berliner Nationalgalerie Dr. G. J. Stern, den jungen Menzel behandelnd, ist außerordentlich fesselnd und gibt überragende neue Aufschlüsse von großer Wichtigkeit über den Entwicklungsgang des Künstlers. Ein zweiter Aufsatz behandelt Hugo Vierl, den fürstlich verhorbenen Schweizer Maler, dessen inhaltlich und in der Ausführung derbe Kunst, die in interessantem Gegensatz zu Menzels pridender Art steht, uns in zahlreichen vorsichtig wiedergegebenen Beispielen vor Augen geführt wird. Mit großem Vergnügen und Interesse wird man die weiteren durchweg hervorragend illustrierten Aufsätze des Gesetzes betrachten.